

Der Motor läuft noch

**Wann gelingt er endlich, der große literarische Wurf?
Bis es soweit ist, lohnt sich
ein Streifzug durchs Bücherregal**

Von Hans-Georg Soldat

Einer der neuesten Romane über das Deutschland der Gegenwart, das Fortdauern der Vergangenheit, die Bemühungen, anzukommen in einem geeinten Deutschland, spielt in – Namibia. »Tintenpalast« heißt er nach dem Regierungssitz aus der Zeit deutscher Kolonialherrschaft. Der 38-jährige gebürtige Leipziger Olaf Müller hat das Buch jetzt im Berlin Verlag vorgelegt. Wenn es am Beginn dieses völlig fragmentarischen Überblicks über die deutsche Literatur zur Vereinigung steht, dann nicht, weil es künstlerisch herausragend wäre, sondern weil das Buch in gewisser Weise symptomatisch ist für eine neue Sicht auf die DDR, auf Deutschland und seine gegenwärtigen Probleme: Aus der Distanz nämlich, gefiltert durch räumliche oder auch allmählich zeitliche Ferne, dabei durchaus die große Metapher suchend, hier die Wüste, Paradigma für Leere und Menschenfeindlichkeit, Ort der Bewährung – ein Ersatz für das Pathos, das in der Gegenwart obsolet erscheint.

Zwar gibt es eine überraschend große Anzahl von Büchern, die sich dem Thema widmet – einige hundert, wenn der Verfasser nur seine unvollständige Bibliothek durchmustert –, doch kein Autor, keine Autorin hat sich darauf sozusagen mit Haut und Haaren eingelassen. Mag sein, dass diesem Ideal noch am nächsten Freya Klier mit ihren eben erschienenen satten Geschichten »Wir Brüder und Schwestern – Geschichten zur Einheit« kommt, aber selbst bei ihr klingt manches schon, als käme es aus einer fremden Welt und einer sonderbar entfernten Zeit.

Das war bis in die Mitte der neunziger Jahre hinein anders. Die Vereinigung wurde nicht als abgeschlossenes Ereignis wahrgenommen. Sie war hautnah andauernder Prozess – was natürlich in gewisser Weise auch heute noch stimmt. Entsprechend überwogen indirekte Beschreibungen: Wende als Aufhebung geographischer Trennungen (bei der westdeutschen Autorin Christa Schmidt in »Rauhnächte«, 1996) und noch mehr örtlicher Einschränkungen (Irina Liebmann in ihrem Roman »In Berlin«, 1994). Wende weiter als gewissermaßen »Vorher-Nachher«-Betrachtung, als Rasonnement, als verbale Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im gesellschaftlichen Geflecht der früheren DDR. Volker Braun hat diese Form in der »Unterhaltung« (so seine eigene Bezeichnung) »Der Wendehals« (1995) vielleicht am reinsten dargestellt. Auch Marion Titze wäre zu nennen, die mit »Unbekannter Verlust« (1994), ebenfalls in diese Kategorie gehört.

Unverändert über die ganze Zeit seit der Wende ist die Faszination der »Stasi«, des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, genauer des berüchtigten »IM«, des »Inoffiziellen Mitarbeiters«. Hier verschränken sich auf einzigartige Weise handelnde Personen (Fritz Rudolf Fries, selbst als IM »Pedro Hagen« Spitzel der Stasi – um nur ein Beispiel zu nennen), Roman-Sujet (Wolfgang Hilbig's Figur des »Cambert« in »»Ich««, 1993) und gelungene oder misslungene Untersuchungen. Das reicht von falschen Dämonisierungen der Stasi über Versuche der belletristischen Objektivierung bis hin zu gefährlichen Geschichtsklitterungen (»Geheimdienste sind überall schlimm ...«). Uwe Kolbe hat etwa in seinem immer noch lesenswerten Essay »Die Situation« (1994), aber auch in einzelnen Artikeln, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen und – schon etwas verschlüsselter – in seinem Text, »Drei Episoden aus dem kalten Frieden« (1996) versucht, das Thema Stasi auf vorurteilslose und dennoch literarische Weise zu analysieren. Bemerkenswert in dem Zusammenhang auch Brigitte Burmeisters Roman »Unter dem Namen Norma« (1994), der das Thema benutzt, um kulturelle Unterschiede zwischen Ost und West zu zeigen.

In den meisten Büchern ist die Vereinigung allerdings – bis heute – einfach geschehen, sie wird vorausgesetzt, ohne ihr mehr als die bloße

Existenz zuzubilligen (Jens Sparschuh, »Der Zimmerspringbrunnen«, 1995, aber auch teilweise Angela Krauß in »Die Überfliegerin«, 1995; Ingo Schulze, »Simple Storys«, 1998; Bernd Wagner »Club Obломow«, 1999). Gerade angesichts der deutschen Erfahrungen nach 1945, wo man ähnliche Tendenzen in der Literatur beobachten konnte, steckte darin auch ein gutes Stück Eskapismus. So, wie damals der Krieg »zu Ende war«, und man simplifizierend von »der Niederlage Deutschlands« sprach, war bei manchen Autoren nun »die Wende«, die Vereinigung, über Ost-Deutschland gekommen – und wieder in ähnlichen Konnotationen: Von »westlichem Kolonialismus« war und ist die Rede, bis in die Gegenwart pflegt man Ostalgie (wer erinnert sich da nicht an die berüchtigte salvatorische Floskel »aber Hitler hatte doch auch die Autobahnen gebaut«) und wehrt sich gegen Urbanität und kosmopolitisches, globales Denken, denen man oft genug eine fatale Deutschtümelei, die mit Nestwärme verwechselt wird, und ungezügelter Fremdenhass entgegenstellt.

Merkbare Unterschiede gibt es weiter zwischen den Büchern jener Autoren, die vor 1989 in den Westen gingen und jenen, die in der DDR verblieben und dort den historischen Zusammenbruch erlebten. Monika Maron und Sigmar Schollak stehen für die Gruppe, die sich schon früher von der DDR abnabelte. Beide, Monika Maron (»Animal triste«, 1996; »Pawels Briefe«, 1999) und Sigmar Schollak (»Kallosch«, 1995) artikulieren, obwohl völlig unterschiedlich, andere Sentiments, als etwa Volker Braun, Daniela Dahn oder Thomas Brussig (»Helden wie wir«, 1995; »Am kürzeren Ende der Sonnenallee«, 1999). Sonderstellungen nehmen Günter de Bruyn (»Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten«, 1991; »Deutsche Zustände«, 1999), Erich Loest (»Nikolaikirche«, 1995), sogar in gewisser Weise Kerstin Hensel (»Gips-hut«, 1999) ein. Zu schweigen von Reinhard Jirgl mit seinem finstergenialischen Roman »Die Atlantische Mauer«, der im Frühjahr erschien. Sie alle schildern nicht nur Momente der Geschichte, sondern versuchen ganze Entwicklungslinien einzufangen. Eines der beeindruckendsten Werke hier ist Hans Joachim Schädlichs »Trivialroman« (1998), der das Wirken der SED in eine Art filmisches Gangster-

Milieu, halb aber auch nazistische Götterdämmerung versetzt. Eine Erzählung von bedrückender Dichte.

Paradoxerweise ist bei fast allen Autoren seit etwa 1996 dennoch das Gefühl gewachsen, Deutschland bilde eine Einheit – nicht mental, da werden die Schriftsteller nicht müde, die Unterschiede zwischen Ost und West herauszuarbeiten, Gründe zu suchen und Entschuldigungen, oft auch aggressive oder melancholische Thesen vorzutragen –, wohl jedoch staatlich, als Gemeinwesen, als Territorium. »Deutschland« wird zunehmend zur selbstverständlichen Folie. Sachte scheint auch die Scheu zu schwinden, andere deutsche Landschaften als das überstrapazierte Berlin zum literarischen Schauplatz eines Romans zu machen. Irene Böhme führte im vergangenen Jahr in die Kleinstädte der DDR zurück (»Die Buchhändlerin«), Stephan Krawczyk (»Das irdische Kind«) 1996 ins Sachsen der Kleinen Leute. Dort spielt auch Christoph Heins autobiografische Skizze »Von allem Anfang an« (1997). Seltener ist es schon, dass westliche Gegenden in den Blickpunkt rücken – bei Kathrin Schmidt, in der »Die Gunnar-Lennefsen-Expedition« (1998) ist dies der Fall, wenn auch nur am Rande. Doch sie alle geben eher wichtige Einblicke in das Werden der DDR, schildern die tödlichen Keime schon ihrer frühen Entwicklung, als dass sie Deutschland in und nach der Wende betrachten.

Nachdenklich und ein wenig besorgt stimmt aber etwas anderes, es steckte bisher nur implizit im Text: Weitaus mehr Schriftsteller aus den neuen Bundesländern setzen sich mit dem Thema auseinander als Autoren aus den alten. Martin Walser, nun ja, dann natürlich Günter Grass mit seinem Fontane-Verschnitt »Ein weites Feld« (1995), der freilich weniger der Aufklärung verpflichtet war als ressentimentgeladener Mystifikation. Friedrich Christian Delius muss genannt werden (»Die Birnen von Ribbeck«, 1991), Hans Christoph Buch mit seiner »deutschen Geschichte« »Der Burgwart der Wartburg« (1994), auch Peter Schneider, der es in »Eduards Heimkehr« im vergangenen Jahr schaffte, dem diffizilen Thema der Restitution sogar offen ironische Töne abzugewinnen – doch dann beginnt man schon zu grübeln.

Warum ist das so? Es reicht als Antwort nicht, festzustellen, die früheren DDR-Autoren seien stärker betroffen, weil sich ihre gesamten Lebensumstände geändert hätten. Das stimmt zweifellos. Aber liegt nicht der Verdacht nahe, bei vielen genuin »westdeutschen« Schriftstellern könne auch eine spezifische Unlust mitspielen, sich in diese Problematik hineinzusetzen, sich ihr auszuliefern? Die DDR war ihnen – wie den meisten Menschen in der alten Bundesrepublik – fern und fremd. Viel hat sich daran nicht geändert, wenn man den Statistiken zum Tourismus in den neuen Bundesländer trauen darf. Und Autoren machen da bestimmt keine Ausnahme.

Für die Literatur ist solche Einseitigkeit ein Verlust. So wichtig die Stimmen aus der früheren DDR sind, so festgelegt ist meist auch ihre Sicht – notgedrungen. Es wäre zu viel verlangt, die rigide Sozialisation, die auf die Durchsetzung des »als richtig Erkannten« bestand und jeden demokratischen Kompromiss als Zurückweichen, Abweichertum, Gesichtsverlust begriff, innerhalb von zehn Jahren abzustreifen. Wobei schließlich noch hinzukommt, dass die Mentalität der SED-Führungselite in den fünfziger Jahre stehen geblieben war, wie man den eben erschienenen Erinnerungen von Werner Eberlein zwischen den Zeilen entnehmen kann (»Geboren am 9. November«), 30 Jahre Dolmetscher der Kreml-Führung sowie von Ulbricht und Honecker. Ihre dumpfe rassistisch grundierte Überheblichkeit, die den DDR-Alltag mitbestimmte, ist ebenfalls eine der Ursachen für den grassierenden Fremdenhass.

Es bleibt ein Gefühl der Ambivalenz. Unverkennbar ist die Zunahme differenzierterer Betrachtungsweisen, der Rückgang des plakativen, ideologisch motivierten Schwarzweiß. Nicht zu übersehen bleibt andererseits, dass es keinen wirklich großen Wurf zum Thema gibt. So ist es durchaus legitim, bei der literarischen Bewältigung eines Jahrhundertthemas in die Ferne zu gehen, Abstand zu gewinnen, die Begrenztheit der Binnensicht zu zeigen, wobei nur als Kuriosum angemerkt werden soll, dass sich in diesem Herbst dafür gleich zwei Autoren in die Toskana begeben haben: Klaus Stiller mit seiner halb sprach-wissenschaft-

lichen, halb sprach-satirischen Untersuchung »Vom Volk der Deutschen« und Volker Braun mit »Das Wirklichgewollte«.

In den drei kleinen, ungemein sprachmächtigen Erzählungen dieses Bandes zieht er einen Schluss, der vor allem deshalb so deprimiert, weil er, quasi in Umkehrung des sozialistischen Optimismus, von abgrundtiefer Dunkelheit ist: Tue Gutes, und das Ergebnis wird Gewalt sein. Vielleicht muss man dies sogar als sein literarisches Fazit der Vereinigung, des Unterganges der DDR, ansehen. Es passte zu ihm. Und zum Thema?